

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 4 (1911)
Heft: 1

Artikel: Sandalion, eine offene Antwort auf die Fälschungsanklage der Jesuiten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406156>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Notshrei.

Religion soll in einer vernünftigen Gesellschaft der Zukunft bekanntlich Privatsache sein. Die Sozialdemokratie kann diesen Grundsatz aufstellen, denn ihr Ideal, die klaffenlose Gesellschaft, wird es verhindern, daß die Religion ein Herrschaftsmittel der Großen dieser Erde wird. Kleine Epigonen der großen Sozialisten vertheidigen dieses Fundamentprinzip in dem Sinne, daß die Religion auch schon in der gegenwärtigen Gesellschaft Privatsache sein soll. Dies ist natürlich ein Unsinn, der mit der sozialistischen Weltanschauung in keinerlei logischen Zusammenhang steht. Die Religion der Gegenwart, das ist die Kirche und diese ist in der Klaffenengesellschaft eine gesellschaftliche Macht und darum ein Faktor jüdischer Unterdrückung, deren Befämpfung ja Sache der Sozialisten sein soll. Wer ein wenig hinter die Kulissen zu schauen vermag, der weiß, daß die offiziellen Sozialdemokraten ebenso gute „Helden“ sind wie wir, daß sie aber aus wahlstrategischen Motiven die Religion unserer Zeit zur Privatsache stempeln. Solange die Religion nur in dem schwärmischen Aufguss der evangelischen Landeskirche auftrat, war diese Haltung den sozialdemokratischen Führern zwar nicht gerade im Einklang mit der sozialistischen Weltanschauung, aber praktisch unfehlbar. Unjere Landeskirche vernagt nur das religiöse Bedürfnis der Massen nicht zu befriedigen, das sieht jeder Kenner der Verhältnisse. Eine nichtchristliche Befriedigung der seelischen Bedürfnisse ist den Arbeitersassen nur dann gegeben, wenn sie Gelegenheit haben, sich intensiv in der Arbeiterbewegung zu betätigen, wogegen natürlich unter ländlichen Verhältnissen heutzutage noch keine rechte Gelegenheit besteht. Es ist deshalb nur logisch, wenn diese Proletarien den Sekteneuströmungen und wenn ihre Ausbeuter sich dieser Strömung bemächtigen.

Seitdem im Zürcher „Volkssrecht“ an Stelle gefühlvoller Kenntnis der proletarischen Seele die fühlend nüchternen Bezeichnungen des politischen Strategen eingezogen ist, wird selten einmal in diesen Spalten der sozialen Gefährlichkeit der Religion gedacht. Der neue Redakteur meint wohl wie so viele andere Gebildete unserer Zeit, die auch unserer Bewegung fremd gegenüberstehen, daß alle die proletarischen Lefer gleichfalls eine gediegene naturwissenschaftliche Bildung besitzen, und so wie sie mit der Religion und der Kirche fertig sind. Wir entfunden uns beispielweise, mit welcher hämischen Schadenfreude der Bericht der Strassenkunde über den Rückgang der Austrittsbewegung im vergangenen Jahre 1909 in diesem Arbeiterblatte wiedergegeben wurde. Wer aber die Landeskirche befürchtet und begünstigt, der darf sich nicht entstellen, wenn der seltenerische Wahnsinn um sich greift und der Arbeiterschaft die moralisch wertvollen Elemente der Landschaft raubt. Deshalb mutet es uns recht merkwürdig an, im „Volkssrecht“ folgenden Notshrei aus dem Zürcher Oberland zu lesen:

Rachdem der Einwohner konstatiert hat, daß die Gewerkschaftsbewegung im Zürcher Oberland unter den Textilern keine Fortschritte gemacht hat, führt er fort:

„Man kann nämlich im Oberland und besonders im Töptal die Beobachtung machen, daß fast bei jeder Fabrik eine Kapelle oder sonst ein religiöses Versammlungsraum steht, und daß gewöhnlich die Leiter und Direktoren der Etablissements auch solchen religiösen Gemeinschaften angehören, wie es in Rüti, Wald, Bauma und vielen andern Orten zu konstatieren ist. Dab die schlauköpfigen Unternehmer diese Verdunstungsanstalten in jeder Hinsicht unterstützen, und die finanziellen Mittel nicht scheuen, oft von sich aus solche Seelenprediger anzustellen und zu bestellen, ist leicht begreiflich, aber auch sehr bezeichnend für die frauige Tendenz dieses heuchlerischen falschen Christentums, das sich in den Dienst des Mammons und der Ausbeuter stellt. Dem Einfluß der Sekteln haben wir es zum großen Teil zu „verdanken“, daß die zum knechtlichen Denken erzogenen Textilarbeiterinnen in der Mehrzahl der Organisation noch fernstehen und mit lamponnerem Geduld ihr elendes Schicksal ertragen. Darin besteht ja die Aufgabe vieler frommer Apostel, den armen Leuten Zufröderkeit und Demut als höchste menschliche Tugenden zu preisen, und sie aufs „bessere Sein“ zu berufen.“ Seelig sind die Armen und Notleidenden, denn ihrer harzt das Himmelreich, so predigen salbungsvoll die Himmelspforter des Unternehmerchristentums, und machen dabei verständnislos einen untertänigen Büßling vor den reichen Geldsäcken, die vorherhanden die iridische Glückseligkeit nicht mit einem besseren Genfests verlaufen wollen. Die Dumtmänner haben bis auf den heutigen Tag verflucht, das Landproletariat auf einer niedrigen geistigen Stufe zu erhalten und es durch Verbreitung von allerlei Schauerlären über die „gottlosen, gefährlichen Sozialdemokraten“ gegen diese aufzuhetzen, was ihnen zum Teil auch gelungen ist. Das organisierte städtische Proletariat hat lange nicht mit so viel Schwierigkeiten und Vorurteilen zu kämpfen, wie die Organisationen in Landgemeinden, wo viele Arbeiter aus Furcht vor Maßregelung es nicht einmal wagten, an einer Arbeiterversammlung teilzunehmen. Das hat anlässlich des fürzlich hier stattgefundenen Vortragens von Genosse Nationalrat Egster der schlechte Besuch von Seiten der Textilarbeiterinnen wieder bewiesen, die doch noch extra durch Flugschriften zu jener Versammlung eingeladen worden waren.

Dab in gewissen „gut christlichen“ Betrieben Obergeigen und Schimpfbörster an der Tagesordnung sind und minderjährige Mädchen oft zu einer 12—14stündigen Arbeitszeit gezwungen werden, unbekümmert um das Arbeiterrinnenwohlgesetz, nur nebenbei zur besseren Charakterisierung der Verhältnisse. Es wäre gewiß an der Zeit, solchen „christlichen“ Betriebesleitern die Heuchlermaske herunterzureißen und ihre traurige Moral öffentlich an den Pranger zu stellen. Wenn man zu der Unterernährung, welche unausbleibliche Folge der Hungerlöbne dieser „Christen“ sind, noch die hygienisch nicht immer einwandfreien, oft sehr ungünstigen Arbeitsfakale in Betracht zieht, muß man sich nicht verwundern, wenn die Fleischfucht und die Proletarienfrankheit unter den Fabrikarbeitern beinahe epidemisch

auftritt, und man sie und da geradezu mitleidserregende Gestalten von Menschen sieht.“

Bir leben also aus diesem Bericht, daß bei diesen Leuten sogar der „Weberpfarre“ nicht mehr hilft, denn diese Leute sind durch die Religiösigkeit allem Friedlichen entfremdet. Der Entwicklungsgang von der Landeskirche zur Sekte ist speziell proletarisch. Auch im Zürcher Oberland hat der Arbeiter kein rechtes Vertrauen zum Staat und darum greift er zur Selbsthilfe. Da der Arbeiter dieser Gegend seine soziale Frage nicht durch wirtschaftliche Verbesserungen, sondern durch fleischiges Veten löst, so gründet er eine Kapelle. Dab die Industriellen dem Rechnung tragen und die Sekteln finanzieren, macht ihrer Geschäftstkenntnis alle Ehre und zeigt die Widerfinngigkeit des Sprüchlein von der Privatfahne.

Ein ausländischer Freund, dem ich den Volksrechtartikel zeigte, sagte mir verwundert: „Ich dachte, bei Euch in der Schweiz sei der Besuch der Volksschule obligatorisch und sei die Lehrerbildung nicht in den Händen der Kleriker, wie bei uns.“

Ich antwortete ihm: „Lieber Freund, bei uns gab es einmal eine liberale Volksbewegung, die befreite die Schule von der Bevorzugung des Pfarrers, das war vor achtzig Jahren. Dann gab es eine demokratische Volksbewegung, die der Lehrerbildung soviel Autonomie gab, daß sie den Lehrplan von sich aus festlegen konnte, das war vor vierzig Jahren. Dann kam die sozialistische Arbeiterbewegung, sie erstarke derart, daß ein Sozialdemokrat die Leitung des Unterrichtswesens in die Hände nahm, das war vor einem Jahrzehnt.“

Mein Freund, der aus einem Lande stammt, wo man die Politik nicht so bläst und enttäuscht ansieht, wie bei uns in der Demokratie, hörte mir gläubig zu und rief erbittert: „Aber duldet das liberale Volk, duldet die demokratische Lehrerbildung, duldet die sozialdemokratische Erziehungsbehörde eine derartige himmelsbrechende Volksverdummung?“ Ich bat meinen Freund, nicht so erregt zu sprechen, er könnte sonst die Toten erwecken, nämlich die gestorbenen Ideen unserer Liberalen, Demokraten und Sozialisten. — Helvetius.

Sandalion, eine offene Antwort auf die Fälschungsanklage der Jesuiten*

lautet der Titel der soeben im „R. Frankf. Verlag“ erschienenen Schrift des hervorragenden Naturforschers Ernst Haeckel in Jena. Die bekannten Anklagen der „Fälschung“ beziehen sich auf Haeckels Abbildungen des Embryos (Fruchtkernes). Da nun der Embryo aller Säugetiere, Vögel und Reptilien auf der von Haeckel abgebildeten Entwicklungsstufe die Gestalt einer Schuhjohle oder Sandale trägt, nennt er ihn „Sandalion“ oder „Sandalenfeme“. Weil aber das unbefruchtete menschliche Ei ein winziges Objekt von 0,1—0,2 Millimeter Durchmesser ist, ist es selbst noch in seinem Entwicklungsstadium zu ermitteln, ob es sich um eine derartige himmelsbrechende Volksverdummung handelt. Graf Spee hat nun den Beweis, daß es sich noch in seinem Entwicklungsstadium genau so gezeichnet, wie er ihn unter dem Mikroskop sah. Bleibt war das zarte Geblüte etwas verschoben oder verzerrt — jedenfalls ist seine Form im Speischen Bilde ein wenig unsymmetrisch. Haeckel ist aber mit vielen anderen Naturforschern der Meinung, daß das Sandalion im natürlichen Zustande symmetrisch sei. Er hat darum in seinem Buchern zwar wohl die Zeichnung des Grafen Spee genau wiedergegeben, daneben aber dasselbe Sandalion symmetrisch verfebt dargestellt und zugleich den störenden Rest genüßt. Aufhängsel (Dotterzucker usw.), die für die bleibende Körperform bedeutungslos sind, weggelassen. Dadurch sollt dem Laien die Vergleichung des menschlichen Sandalions mit den danebenstehenden Sandalinen anderer Säugetiere erleichtert werden. „Sie bin“, sagt Haeckel, „fest überzeugt, daß meine schematisierte Figur die wahre Körperform des symmetrischen Sandalions richtig wieder gibt, als die exakte (— bis jetzt einzige dastehende —) Abbildung des gleichlängigen Fingers dieses Schatzes von höchster Bedeutung; es wird also der Laie, der zum Vergleiche der Sandalienkeime des Menschen und anderer Säugetiere aufgefordert ist, aus der ersten sich ein besseres Bild machen können, als aus der letzten. . . . Wie mit dem Sandalion, so verhält es sich auch mit den anderen Embryonenbildern, die ich „gewissenlos gefäßt“ habe soll; sie sind Schemata oder Diagramme, in denen die absichtliche Verbesserung des unzureichenden Originalbildes lediglich dazu dienen soll, das schwierige Verständnis des Objektes dem Leser zu erleichtern. Wenn trotzdem die rübrige und einflussreiche Zeitunspresse noch fortforschen wird, mich wegen solcher angeblichen Fälschungen öffentlich zu beschimpfen — Alles zur größeren Ehre Gottes — so muß sich ihr selbst das Zeugnis zurückerufen: „Erbärmliche Fälschung und infame Verleumdung!“

Sozialist und Pfarrer.

(Schluß).

* Endlich erzählt uns Pfarrer Pfliiger von der kirchlichen Armenpflege. Offen gestanden, wir hätten von einem Sozialdemokraten keine Verherrlichung der demoralisierenden kirchlichen Wohltätigkeit erwartet. Der sittliche Wert der

** Diese Broschüre kann zu Fr. 1.25 durch das Sekretariat des D. S. B., Zürich 1, bezogen werden.

Selbsthilfe, wie ihn Gewerkschaft und Genossenschaft für jeden, auch den letzten Tagelöhner, ermöglichen, ist tausend mal höher anzuschlagen als das christlich-demütige Almosenempfangen. Da zudem der Pfarrer nicht aus eigener Tasche geben vermag, macht er sich von den Angehörigen der wohlhabenden Klassen abhängig, was vielerorts zu jesistischen Einflüssen führt. Ist aber der arme Teufel in Rot geraten, dann soll er von Staat und Gemeinde nur fühn und drohend fordern, denn er ist als Arbeiter der Schöpfer aller Reichtümer und damit deren natürlicher Besitzer, demütig fordern aber ist christlich und unmoralisch.

Welches Gebiet uns Pfliiger auch zeigt, überall ist die Tätigkeit des Pfarrers für die kulturelle, ethische und soziale Entwicklung des Volkes entweder überflüssig oder schädlich — ganz abgesehen davon, daß die wenigen Pfarrer aus modernen Motiven heraus derartige Funktionen verleben. Seine Argumentation ist für ihn selbst eine Entschuldigung, denn er hat die positive Arbeit als Pfarrer vielleicht leisten geholt. Seine bisherigen Berufskollegen in ihrer großen Mehrheit aber haben nicht einmal die modernen Abfertigungen in ihrer Seelsorgerätigkeit. Wenn eine ziemlich große Zahl in der letzten Zeit freilich moderne Alliierte annimmt, so beweist das nur, daß die Kirche in ihrer alten autoritären Form keine Erfolge erwartet und sich darum nach neuen Mitteln des Seelenfangs umsieht. Den Beweis bietet uns der Umstand, daß nicht der zehnte Teil der mit dem Sozialismus und der modernen Weltanschauung sympathisierenden Pfarrer, die sich um die „Neuen Wege“ kümmern, den Mut haben, die Konsequenzen zu ziehen und den Pfarrerberuf aufzugeben.

Nachdem Pfliiger den vergeblichen Versuch gemacht, die praktische Tätigkeit des Pfarrers modernen Menschen plausibel und als notwendig darzustellen, beginnt er den Beweis, daß er als moderner Mensch und Sozialist religiös sein kann. Da konstatiert er vor allen Dingen eine zunehmende Verhöhnung von Sozialismus und Christentum. Nun verwechselt Pfliiger die politischen Konventionen der sozialdemokratischen Partei mit dem Sozialismus. Die politische Partei der Sozialdemokratie ist nichts weiter als eine praktische Anwendung des Sozialismus auf ein bestimmtes Gebiet, Staat und Gemeinde. Zu dieser praktischen Arbeit bedarf es in gewissen Fällen der Mehrheit der Stimmzüger, wenn überhaupt etwas positives herauszuhauen soll. Um sich nun eine derartige Mehrheitsbildung zu ermöglichen, macht man der religiösen Stimmung rücksichtiger Pfarrers beispiellose Konzessionen. Die eigentliche Arbeiterbewegung aber ist durch die Gründung der christlichen Gewerkschaften und durch das Treiben der Sektiererapostol, die aus ihrer Feindschaft zur Arbeiterbewegung kein Gehl machen, in noch größerem Gefahrenzustand zum Christentum getreten als früher. Die theoretische Vertiefung der sozialistischen Weltanschauung, die freiheitlich oftmals einer Verflachung in den Köpfen der Züchter gegenübersteht, macht die Kluft zwischen modernen Proletariern und Christentum immer größer. Die Religionsfreiheit der organisierten Arbeiter ist schon so groß, daß diese gar kein Gefahr in der religiösen Erziehung der Jugend mehr sehen. Wenn Pfarrer Pfliiger in der eigentlichen Arbeiterchaft als gewerkschaftlicher Agitator tätig gewesen wäre, dann würde er keine Verhöhnung zwischen Christentum und Sozialismus konstatieren. Er würde in vielen Arbeiterkategorien finden, daß alle organisiert sind — außer den Südländern und den Katholiken. In einer solchen Situation von der vielleicht berechtigten Parteitats auf den Sozialismus zu schwören, heißt Vogelstrauf-Politik treiben. Die Kirche und der Sozialismus stehen sich feindlich gegenüber, nur daß die Kirche den Sozialismus mehr fürchtet als vor dreizehn Jahren. Als Beweis einer zunehmenden Verhöhnung der Religion mit der Arbeiterbewegung führt Pfarrer Pfliiger den Umstand an, daß man jetzt die Wahl eines sozialistischen Pfarrers nicht mehr so leidenschaftlich in den Kreisen der Frommen bekämpft. Die Herren sind halt auch gierige Politiker und wollen es mit der mächtigen Arbeiterschaft nicht verderben, aber innerlich hassen sie sie und ihre Bestrebungen mehr als je zuvor. Endlich sieht Pfliiger das Erwachen religiöser Bedürfnisse in den Massen, eine Tatsache, die nach seiner Meinung den Sozialismus zwinge, die Religion des Christentums fortzuentwickeln. Auch hier verwechselt Pfliiger Ursache und Wirkung. Da die bestehende Kirche das Bedürfnis nach Idealismus nicht zu befriedigen vermag, weil sie zur Staatsdienerin herabgekommen, jüngern die Massen neue Wege. Bevor sie nun den Weg zu neuen irdischen Idealen gefunden haben, bleiben sie bei den Sektiererapostolen eine Weile stehen und gehen dann weiter. Noch vor wenigen Jahren traten die dumppen unaufgeklärten Massen, die heute die Befälle und Kapellen aller amerikanischen und englischen Sektten füllen, nicht an die Öffentlichkeit. Still leben sie in der Ruhe der Landeskirche. Das moderne Leben hat sie herausgezogen an die Öffentlichkeit und nun sehen wir plötzlich, wieviel Vorwürfe in den Mitmenschen bestehen. Die Erfahrung der überlieferten Kirchen als Neuverwachse des religiösen Lebens! Das ist wie gefügt eine Verheilung von Urzüge und Wirkung. Die Leute, die heute Sektient und Salutisten sind und damit ins Nicht der Öffentlichkeit treten, waren gestern nicht Freidenker und Sozialisten, sondern fromme Schäfchen der Landeskirche.

Pfarrer Pfliiger hat in seiner Abschiedsrede alle seine Argumente wiederholt, mit denen er sein modernes Gewissen beruhigte, wenn er in den letzten Jahren die Widerfinngigkeit seines Pfarrerberufes fühlte. Alle diese Argumente scheinen ihm selbst nicht überzeugt zu haben, denn heute hat er den Priesterrock abgelegt und ist Stadtrat von Zürich. So hat er denn endlich nach jahrelanger Pfarrerätigkeit den Weg in's Leben gefunden.

Er ist Stadtrat. Wer wollte leugnen, daß er als Verwalter des Witwen, Armen- und Waisenwehres der Stadt dem Proletariate nicht zu dienen vermag. Er kann vielleicht manche Wunde, die einer Familie im Lebenskampfe geschlagen, heilen. Aber das ist eine sozialistische Betätigung, die sich der Jüngling ausmalte, als er beschloß, sein Leben den